

Zwischen Erinnerung und Erneuerung

Die Neugestaltung von St. Laurentius in Ahrweiler nach der Flutkatastrophe

Ein Essay von Torsten Gripp

Die Pfarrkirche St. Laurentius trägt über sieben Jahrhunderte in ihrem Gemäuer. Der Bau begann vermutlich schon um 1269. Die gotische Hallenkirche gehört damit zu den frühesten ihrer Art im Rheinland. Und man spürt das. Dieser Raum besitzt noch jene mittelalterliche Selbstverständlichkeit, die sich nicht erklären muss.

Schon die Entscheidung für eine Hallenkirche war damals beinahe ein kleiner architektonischer Richtungswechsel. Während im Rheinland die Basilika mit erhöhtem Mittelschiff noch den Ton angab, entschied man sich in Ahrweiler für einen Raumtypus, der stärker sammelt als hierarchisiert. Die Schiffe liegen beinahe auf Augenhöhe. Der Raum wirkt weniger wie eine Bühne des Himmels als wie ein gemeinsamer Atemraum der Gemeinde. Vielleicht liegt genau darin bis heute seine eigentümliche Kraft.

Das Licht fällt gedämpft in die Seitenschiffe. Die Emporen nehmen ihm Härte. Man betritt keinen blendenden Sakralraum, sondern eine Art steinernes Dämmerlicht. Und dann diese eigensinnigen Seitenapsiden. Sie sind im Grundriss um 45 Grad zur Kirchenachse gedreht. Ein seltsamer, wunderbarer gotischer Eigensinn. Die Räume öffnen sich leicht aus der Ordnung heraus. Fast so, als würde der Bau an dieser Stelle kurz den geraden Gedanken verlassen.

Blick von der westlichen Empore.
Chorraumgestaltung: Eva von der Stein
© VG Bild-Kunst, Bonn 2026
Foto: Torsten Gripp © VG Bild-Kunst, Bonn 2026



Gerade deshalb wirkt die heutige Freilegung der Seitenapsiden so überzeugend. Durch die Einkürzung des Kommuniongitters und den Rückbau späterer Einbauten gewinnt der Chor seine ursprüngliche räumliche Spannung zurück. Der Blick kann wieder wandern.

St. Laurentius stand nie außerhalb des Lebens. Die Kirche gehört zur Stadt wie die Stadtmauer und das Kopfsteinpflaster. Händler kamen hierher. Winzer. Handwerker. Menschen mit müden Rücken und rauen Händen. Der Raum war nie bloß Kulisse für Liturgie. Er war Speicher menschlicher Anwesenheit.

Blausteinambo mit eingeschlagenen Wasserlinien
Gestaltung und Foto: Eva von der Stein © VG Bild-Kunst,
Bonn 2026



Und dann kam das Wasser. In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 2021 drang die Flut in die Kirche ein. Schlamm, Öl, Geröll, Äste, braunes Wasser. Anderthalb Meter hoch stand die Brühe im Chorraum. Kirchenbänke kippten in alle Richtungen. Wände und Holz sogen sich voll Wasser. Der Raum verlor für einen Moment seine Ordnung.

Viele historische Räume zerbrechen an solchen Ereignissen. Danach riechen sie nach Schaden. Nach Versicherungsgutachten. Nach Bautrocknern und Pragmatismus. In Ahrweiler hätte das auch passieren können: Säubern. Reparieren. Wiederherstellen. Möglichst rasch zurück in die alte Ordnung.

Genau das geschah nicht. Und dort beginnt die eigentliche Qualität der Neugestaltung. Denn die Aachener Künstlerin und Architektin Eva von der Stein behandelte die Flut nicht als Störung der Geschichte. Sondern als Teil davon. Das ist ein entscheidender Unterschied. Viele Sanierungen wollen Erinnerung beruhigen. Glätten. Unsichtbar machen. Die Gegenwart besitzt eine fast hysterische Sehnsucht nach makellosen Oberflächen. Alles soll wieder funktionieren. Möglichst ohne Narben.

Doch historische Räume funktionieren anders. Sie leben gerade von ihren Einschreibungen. Von der Stein verstand das. Sie arbeitet seit vielen Jahren an jener seltenen Schnittstelle, an der Architektur, Liturgie und Kunst eine gemeinsame Sprache entwickeln. Sie studierte Architektur an der RWTH Aachen sowie freie Kunst in Düsseldorf und Wien. Doch interessanter als jede Biografie bleibt ihre Haltung zum Raum.

„Meine Sprache ist der Raum“, sagte sie einmal. Ein schlichter Satz. Fast beiläufig. Tatsächlich steckt darin beinahe eine Kampfansage an eine Form zeitgenössischer Sakralgestaltung, die Räume behandelt wie Ausstellungsflächen mit theologischer Dekoration. Hier ein Altar. Dort ein Ambo. Ein bisschen Licht. Etwas Symbolik. Fertig.

Von der Stein denkt Räume nicht als Addition einzelner Objekte. Sie spricht selbst von einem „Orchesterwerk“. Und genau so funktioniert der neue Chorraum von St. Laurentius. Alles steht mit allem in Beziehung. Licht antwortet auf Stein. Der Boden reagiert auf Bewegung. Linien greifen Gewölbe auf. Materialien sprechen miteinander wie Instrumente in einem langsamen Satz.

Gerade deshalb wirkt die Arbeit trotz ihrer Eingriffe erstaunlich ruhig. Das ist selten geworden. Denn viele zeitgenössische Kirchenumgestaltungen benehmen sich inzwischen wie schlecht gelaunte Designhotels. Alles möchte Aufmerksamkeit. Alles erklärt sich sofort. Alles möchte fotografiert werden. Möglichst für Menschen, die sakrale Räume ohnehin nur noch durch ihr Smartphone betrachten.

St. Laurentius verweigert diese Hast. Der Raum verlangt Zeit. Man muss ihn durchschreiten. Schauen. Wieder schauen. Licht beobachten. Die Linien im Stein entdecken. Dann beginnt die Arbeit zu sprechen.

Bei der Flutkatastrophe im Sommer 2021 wurde auch die Katholische Pfarrkirche St. Laurentius in Ahrweiler schwer beschädigt. Am 10. August 2025 konnte das Gotteshaus am Marktplatz nach umfangreicher Restaurierung feierlich wieder eröffnet werden.

Die Architektin und Künstlerin Eva von der Stein hat mit ihrem Konzept für den Chorraum Bewahrung und Neuschöpfung auf beeindruckende Weise verbunden. Und der Fotograf und Künstler Torsten Gripp hat sich ihrem Werk auf sehr persönliche Weise angenähert.

St. Laurentius, wohl 1269 begonnen, gilt als die älteste gotische Hallenkirche im linksrheinischen Rheinland. An die dreischiffige Halle schließen sich der Hauptchor mit 5/8-Apsis (vor 1300 vollendet) und zwei diagonal gestellte, gleich hohe Seitenapsiden an. Das Langhaus besteht aus vier Jochen; die Seitenschiffe sind über den drei westlichen Jochen mit Emporen versehen, die an der Westseite verbunden sind. Glatte Rundpfeiler tragen das Kreuzrippengewölbe. Im Innenraum sind bemerkenswerte Wandmalereien aus dem 14. und 15. Jahrhundert erhalten. Der Orgelprospekt stammt aus dem Jahr 1726. 1777–79 wurde der Chorraum mit einer schmiedeeisernen Kommunionbank abgeschlossen (ursprünglich in ganzer Breite). Vom einstigen barocken Hochaltaaraufsatz sind nur noch die vier Heiligenfiguren an den Pfeilern geblieben. Die neugotischen Seitenaltäre kamen im ausgehenden 19. Jahrhundert hinzu. (Redaktion)



Chorraumgestaltung: Eva von der Stein © VG Bild-Kunst, Bonn 2026
Foto: Torsten Gripp © VG Bild-Kunst, Bonn 2026

Dabei standen die Planungen unter klaren denkmalpflegerischen Leitplanken. Gemeinsam mit dem Amt für kirchliche Denkmalpflege des Bistums Trier sowie den die Baumaßnahme begleitenden Pfarrangehörigen fiel früh die Entscheidung, zentrale historische Elemente zu bewahren. Besonders bedeutend war dabei der Erhalt des mittleren Teils des historischen Kommuniongitters. Eine Entscheidung mit Geschichte.

Denn dieses Gitter, das heute so selbstverständlich und beinahe gefeiert im Raum steht, war ursprünglich selbst ein eigentümliches Versatzstück. In den 1960er Jahren wurde es mühsam von einer konkaven in eine konvexe Form gebracht. Ein dem zweiten Vatikanum geschuldeter Eingriff mit jener robusten Nachkriegsentschlossenheit, die historische Räume manchmal behandelte wie widerpenstige Wohnzimmermöbel.

Und tatsächlich blieb das barocke Gitter in der gotischen Hallenkirche immer ein wenig Fremdkörper. Gerade deshalb wirkt der jetzige Umgang damit so passend. Der Mittelteil blieb erhalten. Gleichzeitig wurden die seitlichen Bereiche geöffnet. Durch die Einkürzung des Kommuniongitters und den Rückbau der Stufe gewann der Chor seine räumliche Spannung zurück. Man spürt dabei etwas, das mittelalterliche Räume oft besitzen: eine fast musikalische Ordnung. Weniger dekorativ, dafür eher rhythmisch.

Im Zentrum des neuen Konzepts steht die Konzentration aller liturgisch relevanten Orte im Chorraum. Dieser Gedanke besitzt sowohl liturgische als auch funktionale Konsequenzen.

Der Chor wird zum verdichteten Ort der Feier. Gleichzeitig eröffnet die neue Ordnung langfristig die Möglichkeit einer hybriden Nutzung des Kirchenraums. Ein sensibles Thema. Denn viele Kirchen befinden sich heute in einer eigentümlichen Zwischenzeit. Gemeinden schrumpfen. Gebäude bleiben riesig. Heizkosten wachsen fröhlich Richtung Himmel. Gleichzeitig hängen an diesen Räumen Erinnerung, Identität und Geschichte. Die übliche Antwort darauf lautet oft Eventisierung, Konzerte, Möblierungskonzepte, Begegnungszonen mit Cappuccino-Aura. Von der Stein geht einen anderen Weg. Sie stärkt zuerst die sakrale Mitte. Gerade dadurch entsteht Offenheit.

Der neue Taufort zeigt das besonders eindrücklich. Der Taufstein steht heute dort, wo einst der Hochaltar stand – im Scheitelpunkt des Chorraums. Ausgelöst durch das Zweite Vatikanische Konzil wurde der frühere neugotische Hochaltar aus St. Laurentius entfernt und fand in St. Josef in Koblenz seinen neuen Platz. Neben dem Verlust für St. Laurentius liegt darin auch etwas Tröstliches. Historische Ausstattungsstücke verschwinden nicht einfach in Depots oder Abstellräumen kirchlicher Vergessenheit. Sie wandern weiter. Wie Möbelstücke einer sehr alten Familie. Die entstandene Leere in St. Laurentius wird dadurch nicht kaschiert, sondern neu gelesen. Der Ort des Opfers wird zum Ort des Anfangs. Das besitzt enorme Kraft. Gerade nach der Flut. Denn plötzlich erscheint Wasser doppelt. Als zerstörerische Naturgewalt und zugleich als Ursprung des christlichen Lebens. Diese Spannung zieht sich durch den gesamten Chorraum.



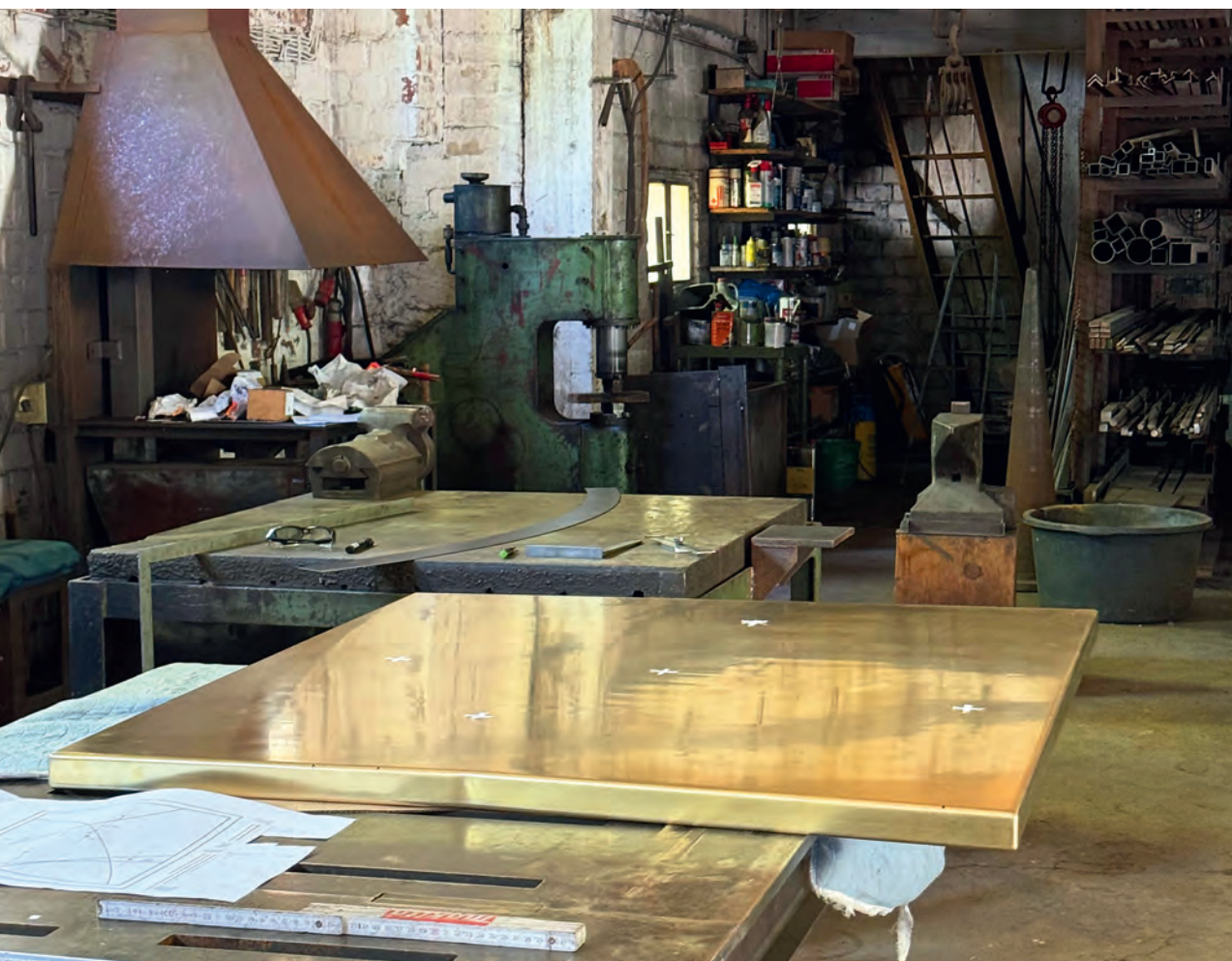
Blaustein im Steinbruch Carrières du Hainaut, Belgien
Foto: Eva von der Stein © VG Bild-Kunst, Bonn 2026

Altar und Ambo bestehen aus belgischem Blaustein, einem Material, das bereits historisch in St. Laurentius Verwendung fand. Eine kluge Entscheidung. Nicht allein denkmalpflegerisch. Sondern atmosphärisch. Blaustein besitzt Gewicht. Er trägt Erdgeschichte in sich. Fossilien. Druck. Zeit. Die konisch zulaufenden Formen von Altar und Ambo verstärken diesen Eindruck zusätzlich. Die Körper wirken geerdet. Unverschiebbar. Fast so, als würden sie aus dem Boden wachsen.

Und dann diese Linien. In den Stein eingeschlagen markieren sie die maximale Höhe des Flutwassers während der Katastrophe. Gleichzeitig abstrahieren sie eine Wasserbewegung. Hier hätte der Raum sehr leicht ins Pathetische abstürzen können. Tat er aber nicht. Keine dramatische Erinnerungskunst. Kein erhobener Zeigefinger. Kein Katastrophentheater in sakralem Halbdunkel. Nur Linien. Und gerade deshalb entfalten sie solche Kraft.



Chorraumgestaltung: Eva von der Stein © VG Bild-Kunst, Bonn 2026
Foto: Wolfgang Lingen



Herstellung der Altarmensa in der Schmiede Simons in Aachen
Gestaltung und Foto: Eva von der Stein © VG Bild-Kunst, Bonn 2026

Die Flut bleibt eingeschrieben wie eine Narbe. Der Raum erinnert sich. Still. Ohne Spektakel. Besondere Bedeutung erhält dabei das Zusammenspiel der beteiligten Gewerke. Denn Räume wie dieser entstehen niemals allein aus Ideen. Sie leben von Händen. Von Materialkenntnis. Von Menschen, die begreifen, wann Zurückhaltung mehr Wirkung besitzt als Virtuosität.

Die Messingarbeiten zeigen das eindrucksvoll. Die fein bearbeiteten Oberflächen von Altar und Ambo reagieren sensibel auf das Licht des Kirchenraums. Der matte Goldschimmer besitzt Wärme ohne Prunk. Die Linien setzen sich oberhalb der Wasserlinie fort und verleihen den Arbeiten eine zusätzliche Tiefe.

Nichts wirkt ornamental. Nichts künstlich hergerichtet. Das Messing lebt von seiner Ruhe. Und genau dort zeigt sich große handwerkliche

Qualität: wenn Material nicht mit charakterloser Pflegeleichtigkeit daherkommt, sondern Würde entwickelt.

Dasselbe gilt für die Bodengestaltung. Die konzentrischen Intarsienkreise verbinden Taufstein, Altar und Ambo miteinander. Sie erinnern an Wasserringe. Als hätte jemand Steine in eine stille Oberfläche geworfen. Dabei sind sie bis ins Detail durchdacht.

Die Fugenstöße der Intarsien wurden so geplant, dass die Kreise aus einer einzigen durchlaufenden Linie gebildet werden. Ein endloses Spiel aus Kreuzungen und Fortsetzungen. Fast ein Loop. Vielleicht auch ein stilles Laufspiel für Kinder. Oder ein auf die Unendlichkeit verweisendes Muster, das erst nach langer Zeit beginnt, sich preiszugeben.

Die Handwerker hatten Geduld mit der rastlosen Genauigkeit der Künstlerin. „Sieht außer uns keiner“, soll der Steinmetz irgendwann gesagt haben. Und vermutlich hatte er recht. Doch von der Stein antwortete sinngemäß: „Wenn in hundert Jahren ein Kind dieses Spiel entdeckt, hat es sich gelohnt.“ Ein wunderbarer Gedanke. Denn plötzlich verlässt Denkmalpflege den Bereich bloßer Bestandssicherung und wird wieder das, was sie im besten Fall sein kann: ein Gespräch mit der Zukunft.

Die eigens entwickelten Lichtobjekte – ein filigraner Ringleuchter und ein vertikaler Lichtstab – gehören zu den starken Elementen

im Chorraum. Von der Stein beschreibt den Ringleuchter als „hellen Geigenton über dem liturgischen Geschehen“. Besser kann man es kaum formulieren. Der Ring schwebt beinahe schwerelos im Raum. Irgendwo zwischen mittelalterlicher Lichterkrone und Halo. Trotz seiner Filigranität wirkt er sammelnd. Der Chor erhält durch ihn eine neue Mitte.

Der Lichtstab dagegen antwortet unmittelbar auf die gotische Architektur. Seine Vertikale greift das Streben der Pfeiler und Gewölbe auf. Über dem offenen Taufbecken positioniert, verweist er auf Geist, Himmel und Höhe. „Damit endet der Raum nicht mehr an den Außenmauern der Kirche“, sagt die Architektin.

Genau das gelingt guten sakralen Räumen seit Jahrhunderten: Sie weisen über sich selbst hinaus. Das Licht führt den Blick nach oben. Langsam. Fast tastend. Und vielleicht liegt genau darin die eigentliche Qualität dieser Arbeit.

St. Laurentius erzählt nach der Flut deshalb auch keine Geschichte bloßen Wiederaufbaus. Die Kirche erzählt von Dauer. Von Verletzlichkeit. Von Erinnerung. Und von einer seltenen Form von Hoffnung, die keinerlei Pathos benötigt. Die Wasserlinie bleibt sichtbar. Doch darüber fällt warmes Licht.